

ALAIN CLAUDE
SULZER

Zur falschen Zeit

Roman

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-ND015®2

1. Auflage 2012

© 2010, 2012, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln,
nach einer Idee von Manja Hellpap und Lisa Neuhelfen, Berlin

Umschlagmotiv: © Time & Life Pictures / Getty Images

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04393-8

I

Mein Vater starb nur wenige Wochen nach meiner Geburt. Mir blieb nichts als ein Foto. Es gehörte zur Einrichtung wie das Bett und der Tisch, wie Schongauers Maria im Rosenhag, die Gardinen und der Schrank, Dinge, mit denen meine Mutter schon vor Jahren mein Zimmer ausgestattet hatte. Obwohl das gerahmte Porträt meines Vaters schon immer Teil der Einrichtung gewesen war, hatte ich ihm lange keine besondere Aufmerksamkeit mehr geschenkt, bis ich eines Nachmittags während der Herbstferien vor dem Bücherregal stehenblieb und es, zum ersten Mal seit langer Zeit, genauer betrachtete. So genau wie nie zuvor. Ich war siebzehn, es war ein Mittwochnachmittag, es ist lange her.

Der Mann auf dem Foto, mein Vater, hatte das Kinn leicht auf die schmalen Knöchel der umgeknickten linken Hand gestützt. Vielleicht war es Zufall, daß die Uhr, die er am Handgelenk trug, mein Interesse auf sich zog. Bislang hatte ich sie übersehen. Da das Zifferblatt dem Betrachter zugewandt war, konnte man die Uhrzeit und das Markenzeichen erkennen. Die Zeiger standen auf Viertel nach sieben, es handelte sich unverkennbar um eine Omega. Plötzlich sprang mir ins Auge, was ich bislang übersehen hatte, und ich war irritiert.

Obwohl die Uhrzeit deutlich zu erkennen war, blieb die Tageszeit ebenso im Dunkeln wie die Umgebung, in der das Bild entstanden war. Die Aufnahme konnte eben-

so um sieben Uhr fünfzehn morgens wie um sieben Uhr fünfzehn abends aufgenommen worden sein. Wer hatte sie gemacht?

Irgendein Fotograf natürlich. Das Foto, das meinen Vater für immer festhielt, war, so mein Eindruck, in einem professionellen Atelier aufgenommen worden, nicht in natürlicher Umgebung, entweder von einem Fotografen oder von einem talentierten Laien, jedenfalls von jemandem, der sein Handwerk verstand. Das würde sich mit Leichtigkeit überprüfen lassen. Es genügte, das Foto aus dem Rahmen zu lösen, den festen Schutzkarton zu entfernen und nach einem Firmenstempel auf der Rückseite des Fotos zu schauen, jedoch erst später, jetzt hielt mich irgend etwas davon ab. Sieben Uhr fünfzehn war weder morgens noch abends die übliche Zeit für einen Termin beim Fotografen, sieben Uhr fünfzehn war in jedem Fall ungewöhnlich.

Das war kein Gelegenheitsfoto. Ein Schnappschuß in ungezwungener Atmosphäre wäre niemals so gut gelungen, die Aufnahme mußte während einer längeren Sitzung entstanden sein. Gegen ein Amateurfoto sprach auch, daß das Licht nicht zufällig, sondern gezielt auf sein Gesicht gefallen war, das zumindest war mein Eindruck. Es war zur Gänze ausgeleuchtet, wirkte aber weder flächig noch unkonturiert. Jede Härte war mit Geschick vermieden worden, aber auch jede Weichheit. Die Schatten unter den Augen, unter der Nase und der Unterlippe waren fein, eher schraffiert als gezeichnet. Alles war deutlich, aber nicht überdeutlich hervorgehoben, die Nase, der Mund, das Kinn und die Wangen. Die Augen bildeten den Mittelpunkt, die Attraktion des Bildes, und waren mit meinen fast identisch, zumindest die Form und die Helligkeit, etwas Durchdringendes, ein wenig Befremdliches. Sie waren etwas dunkler als meine. Ich sollte vielleicht nach-

tragen, daß es sich um ein Schwarzweißfoto handelte, es war vor zwei Jahrzehnten in den 50er Jahren entstanden.

Es zeigte, was es zeigen sollte, und vielleicht noch etwas mehr. Zunächst einmal war darauf ein sehr junger Mann zu erkennen, dessen Gesicht, anders als der Kragen seines Hemds oder der Stil dieser Aufnahme, nicht aus der Mode gekommen war wie andere Gesichter auf anderen alten Fotos, die einem, wenn die Jahre vergangen sind, fast immer unzeitgemäß erscheinen, zeitgemäß im Rahmen ihrer, aber unzeitgemäß im Rahmen unserer Zeit. Bei diesem Foto war es ganz anders. Es klaffte kein unüberwindlicher Abgrund zwischen heute und damals.

Vielleicht hatte die Aufnahme etwas Bestimmtes bezwecken wollen, weshalb sie den Abgebildeten in ein von ihm gewünschtes Licht zu rücken versuchte. Mir war nicht klar, in welches, aber mir schien diese Möglichkeit nicht allzuweit hergeholt. Allerdings wollte mir nicht einfallen, zu welchem Zweck man solche Fotos brauchte, für welche Bewerbungen sie hilfreich oder gar unerläßlich sein konnten. Die Zeit, in der es entstanden war, kannte ich nur vom Hörensagen.

Um ein Paßfoto handelte es sich auf keinen Fall. Dagegen sprach nicht nur das ungewohnte Format, sondern auch der regelwidrige Ausschnitt, das aufgestützte Kinn und die Armbanduhr, deren helles Zifferblatt ein fast gleichwertiges, wenn auch vergleichsweise unbedeutendes Pendant zum Gesicht bildete. Anders als bei einem Paßfoto wurde hier nicht das Signifikante, sondern eine Persönlichkeit hervorgehoben. Das alles hatte ich bislang übersehen, an jenem Mittwochnachmittag aber traf es mich mit voller Wucht.

Ein Fotograf hatte sich entschieden, die Blende zu öffnen und zuschnappen zu lassen. Er hatte das Bild entwickelt und fixiert. Auf Fotopapier gebannt, hatte man es hinter

Glas in einen Holzrahmen gesteckt, der so aussah, als habe es ihn schon lange vor meiner Geburt gegeben, als er mit seinen vier gewölbten Holzärmchen noch ein Aquarell oder eine Stickerei umfaßt hatte. Nun bewahrte er das Bild meines Vaters für die Nachwelt auf. Ich war die Nachwelt.

Wie viele Jahre hatte dieses Foto dort gestanden, ohne daß ich es eines Blickes gewürdigt hatte, wie viele tausend Male war ich, seitdem ich dieses Zimmer bezogen hatte, achtlos daran vorbeigegangen, wie wenig fehlte, und ich hätte das Bild an irgendeinem Ort verstaut und vergessen. Doch plötzlich war das Foto meines Vaters nicht mehr so belanglos wie der Stoffteddybär, der ebenfalls im Bücherregal stand und dem einst meine uneingeschränkte Zuneigung und Aufmerksamkeit gehört hatten. Ohnmächtig winkte er mir jetzt mit seinen fast haarlosen Tatzen aus einer anderen Welt zu. Während ich mich aber des salzigen Geschmacks entsinnen konnte, den seine Filzohren auf meiner Zunge hinterlassen hatten, wenn ich darauf herumkaute, weckte der Abgebildete keine Erinnerung, weder an einen Geruch noch an eine Berührung. Das Foto war ohne Anfang und Ende. An jenem Mittwochmittag aber zeigte es mir etwas, was ich nicht kannte. Ich spürte den Verlust eines Menschen, dem ich nie begegnet war. Vielleicht hatte ich siebzehn Jahre alt werden müssen, um darauf zu stoßen, mit sechzehn hatte ich es nicht sehen können, mit achtzehn wäre ich womöglich schon wieder blind dafür gewesen.

Viertel nach sieben. Was für eine ausgefallene Zeit für einen Fototermin, dachte ich und nahm die Fotografie vom Regal. Ich führte sie so dicht vor meine Augen, bis ich gar nichts mehr sah. Das Glas beschlug leicht, als ich es anhauchte. Ich fuhr mit dem Handrücken darüber. Das Gefühl eines großen Verlusts, das ich beim Anblick dieses

Bildes empfand, war neu und veränderte meine Wahrnehmung.

Plötzlich sah ich ein anderes Bild und einen anderen Menschen. Plötzlich fühlte ich etwas, was mir bis anhin fremd gewesen war. Daß es so kommen würde, war eine Frage der Zeit, und die Zeit war gekommen, ohne sich lautstark und glanzvoll anzukündigen. Kein Blitz, kein Donner, nur ein Lidschlag. Die Veränderung ging innerhalb kurzer Zeit vor sich, und dennoch hatte ich das Gefühl einer deutlichen Verlangsamung, zunächst auch großer Ruhe.

Ich sah einen Mann, den ich nie zuvor gesehen hatte, einen Mann, der nicht viel älter war als ich, der im Gegensatz zu mir erwachsen war und mir ähnlich sah. Nie zuvor war mir so klar gewesen, daß ich nichts über ihn wußte und daß ich das einzige, was ich von ihm hätte besitzen müssen, nicht besaß: die Uhr auf diesem Foto. Wo war die Omega, wer hatte sie an sich genommen, warum besaß ich sie nicht?

Ich würde nie erfahren, wie der Mann auf dem Foto gesprochen hatte, ob seine Stimme tief oder hoch, entschlossen oder zögerlich, laut oder leise, deutlich oder undeutlich, hell oder dunkel, brüchig oder klangvoll gewesen war. Wozu war sie fähig gewesen? Wozu war er fähig gewesen? Ich konnte ihn nicht sprechen hören, ich würde ihn nie sprechen hören. Daß er nicht sprach hieß nicht, daß er schwieg, und daß ich nichts hörte hieß nicht, daß ich nichts vernahm. Wie hatte ich das Foto so lange vernachlässigen können, warum war ich so lange blind dafür gewesen? Ich stellte den Rahmen ins Regal zurück, ging aber nicht weg, ich wendete mich nicht um, trat lediglich einen Schritt zurück und sah weiter gebannt auf das Foto. Dann legte ich mich aufs Bett. Das Foto behielt ich im Auge. Ich hatte viele Fragen und keine Antworten.

Meine Mutter hatte seine Papiere verloren. Einige Wochen vor jenem entscheidenden Mittwoch hatte sich eine der seltenen Gelegenheiten ergeben, über meinen Vater zu sprechen, denen meine Mutter andere Male so geschickt auszuweichen verstand. Ich hatte mich an ihre Ausweichmanöver gewöhnt und redete mir ein, über meinen Vater zu sprechen sei zu schmerzhaft für sie.

Wir hielten uns im Garten auf, sie saß unter dem Sonnenschirm, ich lag auf einem Liegestuhl in der prallen Sonne. Auf dem Tisch lag ein aufgeschlagenes Buch mit dem Rücken nach oben, sie war im Begriff, sich die Fingernägel zu färben. Der Schutzumschlag war so rot wie der Nagellack, den sie in gleichmäßigen Bewegungen über ihre Nägel strich und dessen filigraner Acetongeruch angenehm in der Nase kitzelte. Schon als kleiner Junge hatte ich hinter ihrem Rücken oft an dem offenen Fläschchen gerochen, bis mir schwindelig wurde.

Sie wirkte etwas nervös und war blaß. Dann sagte sie unvermittelt, sie müsse mir etwas Unerfreuliches mitteilen.

Ich war auf alles mögliche gefaßt, nur nicht auf das. Und so gelang ihr, gegen ihren Willen, eine Überraschung. Sie räusperte sich und sprach von den Sachen meines Vaters.

»Die Sachen sind verlorengegangen, ich weiß nicht, wie«, sagte sie hastig, wobei sie sich bemühte, betont bekümmert zu klingen.

Ich wäre auch dann stutzig geworden, wenn sie freiwillig etwas ausführlicher gewesen wäre. Ich merkte, daß sie diese Information loswerden wollte, wahrscheinlich schon seit geraumer Zeit. Sie würde nicht lange darüber sprechen, sie wollte nur, daß ich es wußte. Es war die Beiläufigkeit, mit der sie diesen Verlust erwähnte, die mich aufhorchen ließ. Sie war mir fast verdächtiger als der Ton, in dem sie darüber sprach.

Ich fragte nach, und sie erzählte mir, daß sie diese Hinterlassenschaft verloren hätte, ich habe beide Worte noch heute im Ohr, »Hinterlassenschaft« und »verloren«. Sie erwähnte nicht wann und nicht wo. Doch ließen ihre Worte keinen Zweifel daran, daß der Verlust endgültig war. Vielleicht hatte sie seine Sachen schon vor Jahren verloren. Jetzt schien es ihr an der Zeit, mir die Wahrheit zu sagen. Sie hätte mir die Existenz dessen, was es nun nicht mehr gab, auch verheimlichen können. Sie war so ehrlich, es nicht zu tun.

Ich bin sicher, daß ihr meine Fassungslosigkeit nicht entging. Sie hatte aufgehört, das Pinselchen über ihre Nägel zu streichen, und sah mich an. Als sich unsere Blicke trafen, hielt der ihre dem meinen nicht stand. Sie sah auf ihre halbfertig bemalten Nägel und rollte geistesabwesend das Pinselchen zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her. Daß ich schwieg, war ihr peinlich, ihr fiel aber nicht ein, was sie sagen sollte. Ich hatte meinen Vater nicht gekannt, was sollte ich also vermissen? Wo nichts aus der Vergangenheit spricht, kann sie sich auch nicht melden. Das dachte sie wahrscheinlich. Das hoffte sie vielleicht.

Das war nun eine der seltenen Gelegenheiten, bei denen wir über ihn sprachen, doch anders als sonst empfand ich sie als dramatisch, und ihr erging es offenbar genauso. Sonst wäre sie nicht dagesessen, als hätte ich sie bei einer Indiskretion ertappt. Jetzt war klar, daß außer einem Foto und ein paar wertlosen Schnappschüssen nichts von ihm übrigblieb, daß selbst die schriftlichen Spuren seiner Existenz verloren waren, daß es nichts gab, woran ich mich festhalten konnte, wenn ich mir Gedanken über ihn machen wollte.

Während sie vielleicht gedacht hatte, ich würde mich mit dieser dürftigen Information zufriedengeben, wun-